

(Nachdruck verboten.)

7) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

„Ich will mal sehen, ob ich Zeit hab'“, sagte das große Frauenzimmer höllisch zahm. „Aber ich hab' heut Nachmittag so wie so alle Arbeit allein auf 'n Hals, all die Andern woll'n aus!“

„Ja, ich seh', daß sich Bodil schon wäscht,“ er spie einen Strahl Kautabak nach dem Fenster des Brauhauses hinüber. „Sie soll woll zur Aushebung, sie macht es ja so gründlich.“

Karna setzte eine mürrische Miene auf:

„Sie hat sich freigegeben, weil sie nach der Kirche wollt' — die und nach der Kirche gehen! Da brat mir einer 'n Storch! Ne, die will nach Schneiders in' Dorf; da trifft sie sich mit Malmberg — die sind aus einer Stadt. Daß sie sich nich zu gut hält, sich mit 'n verheirateten Mann einzulassen.“

„Meinetwegen kann sie sich einlassen, mit wem sie will,“ entgegnete Gustav und stieß das letzte Rad mit dem Fuß an seinen Platz; die große Karna stand da und sah ihn freundlich an. Aber da entdeckte sie ein Gesicht oben hinter den Gardinen und lief schleunigst mit ihren Eimern davon. Gustav spie verächtlich zwischen den Zähnen hinter ihr drein — sie war doch zu alt für seine siebzehn Jahre; vierzig mußte sie doch wohl wenigstens sein. Er warf noch einen langen Blick zu Bodil hinüber und ging dann mit Schmierdose und Schlüssel nach dem Wagentor hinüber.

Das hohe, weiße Wohnhaus, das das obere Ende des Hofes abschloß, war nicht mit den übrigen Gebäuden zusammengebaut, sondern hielt sich vornehm zurück, ein paar Enden Bretterzaun besorgten die Verbindung. Es hatte eine Mansarde nach beiden Seiten und ein hohes Kellergeschoß, in dem sich Gefindestube, Mägdestube, Braustube, Mangelstube und die großen Vorratsräume befanden; an der Mansarde nach dem Hof hinaus saß eine Uhr, die nicht ging. Pelle nannte das Gebäude Schloß und war nicht wenig stolz darauf, daß er Erlaubnis hatte, den Keller zu betreten. Die anderen Leute auf dem Hof hatten keine so schöne Bezeichnung dafür.

Er war der einzige, dessen Ehrfurcht vor dem Hauptgebäude mit keinem finsternen Zusatz vermischt war, auf die anderen wirkte es wie eine feindliche Schanze. Jeder, der über das Pflaster des oberen Hofes ging, schielte unwillkürlich zu den hohen verschleierte Fenstern hinauf, hinter denen man verstoßen alles hier draußen beobachten konnte. Es war ungefähr so, als wenn man eine Reihe Kanonenmündungen passierte — es machte unsicher in den Beinen; und niemand ging über das reine Pflaster hin, ohne dazu gezwungen zu sein. Dahingegen bewegten sie sich frei auf dem anderen Teil des Hofes, der vom Wohnhause ebenso leicht zu übersehen war.

Dort unten liefen ein paar von den jüngeren Knechten und spielten. Der eine hatte die Mühe des anderen erobert und lief damit, und es ging in wildester Jagd aus der einen Scheurentür heraus und zu der anderen hinein, den ganzen Hof herum, unter Reuchen und ausgelassenem Gelächter und abgebrochenen Ausrufen. Der Kettenhund kläffte vor Wonne und wälzte sich sinnverwirrt an seiner Kette herum, er wollte mitspielen. Aben am Stafet wurde der Räuber eingeholt und zur Erde geworfen, aber es gelang ihm, die Mühe in die Luft zu schleudern, sie fiel gerade vor der hohen steinernen Treppe des Wohnhauses nieder.

„O, Du hinterlistige Kreatur!“ rief der Besitzer mit einer Stimme, die wie ein verzweifelter Vorwurf klang, indem er den anderen mit seinen Stiefelschnauzen bearbeitete. „o, Du schändlicher Bengel!“ Er hielt plötzlich inne und maß abschätzend die Entfernung. „Spendierst Du 'n Bejel, wenn ich hingeh und die Mühe hol?“ fragte er flüsternd. Der andere nickte und richtete sich schnell auf, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde. „Schwörst Du es mir zu? Drückst Du Dich auch hinterher nich'“. Er erhob die Hand beschwörend. Der Kamerad machte eine feierliche Bewegung über die Kehle hin, als wolle er sie durchschneiden, der Schwur war abgelegt. Der, der die Mühe verloren hatte, zog die

Gosen in die Höhe und blieb eine Weile stehen und raffte sich zusammen, seine ganze Gestalt wurde straff vor Entschlossenheit. Er legte die Hände auf das Stafet und sprang hinüber, ging gesenkten Kopfes und festen Schrittes über den Hof — er glich jemand, der alles auf eine Karte gesetzt hat. Als er die Mühe gefaßt hatte und den Rücken dem Hauptgebäude zuwandte, schnitt er seinem Kameraden auf dem unteren Hofplatz eine schreckliche Grimasse zu.

Da kam Bodil in ihrem feinsten Sonntagsstaat, ein schwarzseidenes Tuch um den Kopf und ein Gesangbuch in der Hand, aus dem Keller heraus. Herr du meines Lebens, wie war sie hübsch! Und tapfer — sie ging an dem Wohnhaus in seiner ganzen Länge vorüber und hinaus. Aber sie konnte wohl auch von dem Gutbesitzer selbst geliebt werden, sobald sie nur wollte.

Um den eigentlichen Hof herum lagen die vielen kleinen und großen Wirtschaftsgebäude: Kälber- und Schweinehaus, Gerätschaftschuppen, Wagenremise, eine Schmiede, die nicht mehr benutzt wurde. Sie lagen da wie eine Menge Mysterien mit Luken, die zu pechschwarzen unterirdischen Rüben- und Kartoffelkellern führten, von wo aus man natürlich auf geheimen Gängen zu den sonderbarsten Stellen unter der Erde gelangen konnte — und mit anderen Luken, die zu dunklen Bodenräumen hinaufführten, wo die wunderbarsten Schätze in Form von altem Gerümpel aufbewahrt wurden.

Aber Pelle hatte leider nicht viel Zeit, dies alles zu durchforschen. Jeden Tag mußte er dem Vater bei der Pflege des Viehes helfen, und die Arbeit mit dem großen Bestand war nahe daran, ihre Kräfte zu übersteigen. Sobald er sich ein wenig verschlafen wollte, waren die anderen gleich hinter ihm her. Er mußte Wasser für die Braumädchen tragen, dem Wirtschaftsleben die Stiefel schmieren und für die Knechte zum Kaufmann laufen, um Branntwein zu holen, oder Tabak, den sie in den Mund steckten. Da war genug, womit er hätte spielen können, aber niemand konnte es ertragen, ihn spielen zu sehen; immer piffen sie nach ihm, wie nach einem Hund.

Er suchte sich Ersatz, indem er die Arbeit selbst zum Spiel umgestaltete, und das ließ sich in vielen Fällen machen. Die Kühe zu tränken, war zum Beispiel ergöglicher als irgendein wirkliches Spiel, wenn der Vater draußen auf dem Hofe stand und pumpte und der Junge das Wasser nur von einer Krippe in die andere zu leiten brauchte. Er kam sich bei dieser Arbeit immer vor wie ein großer Ingenieur. Aber viele andere Arbeit war dafür auch wieder zu schwer, um amüßant zu sein.

In diesem Augenblick schlenderte der Junge draußen bei den Wirtschaftsgebäuden umher, wo niemand war, der ihn hätte hehen können. Die Tür zum Kuhstall stand offen, und er konnte das anhaltende Klauen dort hören, das hin und wieder von einem gemütlichen Schnaufen unterbrochen wurde oder von dem regelmäßigen Auf- und Niederschauern der Kette. Wenn sich eine Kuh den Hals an dem Pfahl schenerte. Die Holzschuhe des Vaters klappen beruhigend aus und ein drinnen im Futtergang.

Aus den geöffneten Halbtüren der kleinen Ställe stieg ein warmer Dampf, der angenehm nach Kälbern und Schweinen roch. Bei den Schweinen herrschte ein unendlicher Fleiß; den ganzen langen Steig entlang war ein Knappern und Schnaken, hin und wieder schlürfte eine Sau das Masse mit den Mundwinkeln auf, oder blies bubbelnd mit dem Rüssel am Boden des Troges entlang, um die verkauten Kartoffeln unter der Flüssigkeit zu finden. Hier und da zankten sich ein Paar um den Trog und entfianden gellende Schreie. Aber die Kälber steckten ihre sabbelnden Mäuler durch die Türöffnungen, glockten in das schöne Wetter hinein und brüllten warm. Einer von den kleinen Kerlen sog die Luft drüber vom Kuhstall her auf eigene, umständliche Weise ein und verzerrte dann das Maul über das ganze Gesicht in einem törichtesten Grinsen — das war ein Stierfals. Es legte das Kinn auf die Halbtür und versuchte hinüberzuspringen. Pelle jagte es wieder hinunter. Dann schlug es hinten aus, sah ihn von der Seite an und stand mit krummem Rücken da und stampfte auf den Boden wie ein Schaukelpferd. Die Sonne hatte es wirr gemacht.

Unten im Teich standen Enten und Gänse auf dem Kopf im Wasser und suchten mit den roten Beinen in der Luft. Und plötzlich konnte die ganze Entenschar einen Anfall von toller Sonnenfreude bekommen und schreiend von einem Ufer zum anderen flattern; das letzte Stück Weges rutschten sie auf dem Wasser und wackelten lächerlich mit dem Hintern.

Belle hatte sich viel von diesen paar Stunden versprochen, die ihm ganz und gar gehörten, da ihm der Vater freigegeben hatte, bis die Mittagsarbeit anfing. Aber nun stand er da und wußte weder aus noch ein, der Reichtum überwältigte ihn. Ob es wohl amüsant war, auf zwei gekreuzten Wagenbrettern über den Teich zu fahren? — Da draußen lag gerade eine Mistwage zum Abwaschen. Oder sollte er hineingehen und mit den kleinen Kälbern spielen oder mit dem alten Blasbalg in der Schmiede schießen? Wenn er das Luftloch mit nasser Erde füllte und tüchtig anzog, konnte es einen guten Schuß geben.

Belle suchte zusammen und suchte sich unsichtbar zu machen — der Herr selbst war um die Ecke gekommen und stand jetzt, die Hand über den Augen und spähte über das abfallende Land in das Meer hinaus. Als er Belle erblickte, nickte er ausdruckslos und sagte: „Guten Tag, mein Junge, na, was machst Du denn?“ Er starrte noch immer hinaus und wußte wohl kaum, daß er das gesagt hatte, und suchte dem Jungen mit dem Ende seines Stodes auf der Schulter herum — der Steengarder Bauer ging oft im Halbischlaf umher.

Aber Belle empfand es als eine Liebkosung göttlicher Art und lief gleich in den Stall hinüber, um dem Vater zu erzählen, was ihm begegnet war. Er hatte ein erhebendes Gefühl in der Schulter, als habe er den Ritterschlag bekommen, er fühlte den Stoß noch immer da. Eine berauschende Wärme strömte von der Stelle in seinen kleinen Körper hinaus und ließ ihm das Erlebnis zu Kopf steigen und blies ihn selber auf. Er erhob wahrhaftig die Flügel und stieg in die Luft hinauf in einer unklaren, schwindelnden Phantasie — etwas in der Richtung, daß ihn der Steengard-Bauer als Sohn annehmen würde.

Er kam schnell wieder auf die Beine, denn dadrinne im Stall lief er gerade in eine gründliche Sonntagswäsche hinein. Die Sonntagswäsche war das einzige Gewichtige, was er gegen das Dasein einzuwenden hatte; alles andere kam und wurde wieder vergessen, diese Wäsche aber meldete sich immer wieder von neuem. Er verabscheute sie und namentlich den Teil, der sich um das Inwendige von den Ohren drehte. Aber da half kein Bitten, Lasse stand parat mit einem Eimer kalten Wassers und einer Schale mit grüner Seife und der Junge mußte sich entkleiden. Als wenn das Abscheuern nicht genüge, mußte er hinterher noch in ein reines Hemd frieren — glücklicherweise nur jeden zweiten Sonntag. Hinterher, wenn man darauf zurückkam, war das ganze höchst angenehm — wie etwas, das überstanden war und fürs erste nicht wiederkehrte.

Belle stand in der Stalltür nach dem Hofe hinaus und prokte mit zu bergestehendem Haar und reinen Hemdsärmeln; die Hände hatte er in den Seitentaschen begraben. Gerade vor der Stirn bildete das Haar einen Wirbel, eine Locke, die Glück bedeuten soll; und das Gesicht, das sich in dem grellen Licht zusammenzog, war das putzigste Holter die Waller, wo nicht ein einziges Ding an seinem Platz war. Belle bog die Baden nach hinten durch und stand da und wiegte sich leicht in den Beinen, so wie er es Gustav da oben an der Haupttreppe tun sah, wo er stand und die Zügel hielt und auf die Herrschaft wartete.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Karle schreibt.

Von Emil Unger.

Schon seit einigen Wochen sah sie mir an meinem Arbeitstisch gegenüber. Selten sprach sie mit jemandem, nur mit mir wechselte sie öfter einige Worte. Wir arbeiteten Hand in Hand, d. h. sie hatte hässliche Streifen Stoff, die ich bei meiner Arbeit verwenden mußte, zu schneiden und mit Kleister zu bestreichen.

Ihre Züge waren plump und nichtsagend. Das strohgelbe Haar schmiegte sich glatt an den Kopf und die großen, wasserblauen Augen blickten stumpf und ausdruckslos ins Leere. Ihre Stimme klang blechern und unangenehm; wenn sie sprach, geschah es langsam, schleppend, mit ostpreussischem Akzent.

Sie war 22 Jahre alt und hörte auf den langvollen Namen Magdalena Korsinsky. Ueber ihren dicken, breiten Gesicht aber lag stets der Abglanz einer inneren heimlichen Freude, eines stillvergünstigten Hoffens.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte Magdalena Korsinsky gewiß keine Ursache gehabt, sich besonders zu freuen. Sie verdiente 9 Mark pro Woche und von dieser Summe mußte sie alle ihre Lebensbedürfnisse bestreiten. Sie hatte da im Zentrum von Berlin eine Schlafstube, in einer jener altersgrauen Baracken, deren Gewirre und Vanformen das Auge des Künstlers entzücken, die jedoch der gewöhnliche Sterbliche nur mit einem geheimen Grauen betriffen. Nein, all die angeführten Umstände hätten unserer Magdalena wirklich keinen Anlaß geboten, sich in Glück und Banne zu wiegen. Der eigentliche Grund mußte außerhalb dieses Rahmens liegen, und ich vermutete instinktiv, daß er Hofen trag, und zwar Kommißhofen.

Meine Hofenvermutung hatte denn auch das Richtige getroffen. Eines Morgens sah Magdalena Korsinsky mir mit schämigem Lächeln eine Photographie hin, die sie behütam einem Briefumschlag entnommen hatte. Das Bild stellte einen Kürassier in der bekannten „Stilgestanden“-Stellung dar. Es war ein stämmiger Burke mit knochigen Gesicht und brutalen Zügen. Die zusammengekniffenen Augen mit dem salischen Blick verstärkten noch den unympathischen Eindruck. Die „Zierde“ des Mannes, der Schmirkebart, den die Natur bei dem Kürassier nur andeutungsweise hatte hervorsprechen lassen, war durch den Photographen — ein tüchtiger Photograph ist immer ein guter Psychologe — schwungvoll auf die aufgeworfene Oberlippe gemalt worden, so daß es schien, als trüge der junge Krieger einen Theaterbart.

„Dat is Karle, mein Breittigam, wo bei de Jardekürassiere ge-dient hat“, sagte jetzt meine Arbeitsgenossin mit freudig erregter Stimme. „Is er nich 'n scheener Mann, mein Karle“, fügte sie noch fragend hinzu und aus ihren sonst so stumpfen Augen glänzte etwas wie Stolz. Und nun erzählte sie mir mehr von ihrem großen Glück. Daß Karle erst schreiben wolle, wenn er Arbeit gefunden habe. Er sei nach Hamburg „jemacht“ und wenn er erst Stellung habe, dann wolle er sie kommen lassen und dann würden sie Hochzeit halten.

Jedes Gespräch, das Magdalena von nun an mit mir führte, begann mit den Worten: „Wenn Karle schreibt — — —“. An diesen Gedanken knüpfte sich ihr ganzes Hoffen, ihr Glück, ihre Zukunft: „Wenn Karle schreibt — — —“.

Es vergingen Tage, es vergingen Wochen, aber Karle schrieb nicht. Die stillvergünstigte Freude auf Magdalenas Anteil verblich allmählich, wie das Abendrot am Himmel beim Herannahen der Nacht. Um ihre Augen legten sich dunkle Ringe, ihre Wangen wurden blaß und immer schmaler, ihre Stimme trauriger und schlappender, und die Stoffstreifen, die sie mir lieferte, immer unbrauchbarer.

Der Werkführer mit dem kalten, stechenden Blick umkreiste die unglückliche Braut, wie der Fuchs den Hühnerstall und die Kolleginnen steckten in den Pausen die Köpfe zusammen und tuschelten geheimnisvoll, indem sie ab und zu nach Magdalena hinsahen. Es war kein Zweifel mehr: meine Tischnachbarin ging dem größten Ereignis entgegen, das einem Weibe von der Natur aus beikommen sein kann. Eines Tages sagten es ihr die Arbeitskolleginnen mit grausamer Offenheit direkt auf den Kopf zu. Aber Magdalena wies diese Behauptung entrüstet zurück und bei dieser Gelegenheit hörte ich sie zum ersten Male etwas schneller sprechen. Sie weinte leise in ihre Schürze: „So 'ne Gemeinheit, id bin 'n anständijet Mädchen. Is ja nich wahr, wat die sagen. W'ffn Lande essen de armen Leute viel Kartoffeln un davon kommt dann sowat. Na, id bin ja ooch die längste Zeit hier jeweisen; wenn Karle schreibt — — —“. Die letzten Worte verloren sich in verhaltenem Schlingen.

Die schwarze Klara, eine Stepperin mit hübschem Gesicht, kohlschwarzem Haar und eben solchen, led blizenden Augen, kam heran und beruhigte die weinende Magdalena. „Na, nu find se man stille und stiejen se man nich auseinander, so schlimm war 't ja ja nich jemeent. Wat is denn och weiter dabei, det 'st jibst Ihnen ja keener wat zu. Ich sag's jedem, der's hören will, det id 'n kleinen herzigen Jungen habe und id führe 'n alle Sonntage stolz spazieren. Det is doch keen Verbrechen!“ „Natürlich is nicht dabei!“ „Was se sich bloß hat? Det is doch ooch eijene Angelegenheit des Empfängers!“ Klang es jetzt im Chorus, und das ganze weibliche Personal umringte die Weinende und tröstete sie: „Lassen Se man, der muß Alimente berappen, die Soche wern wa schon bestummeln!“ Jetzt aber richtete Magdalena sich straff auf und wischte sich mit der Schürze die Tränen aus den Augen. Ihren Bräutigam mochte sie doch nicht schmähen lassen: „Wenn Karle schreibt — — —“ „Schritt und kategorisch Klang das Glockenzeichen durch den Raum und kündete das Ende der Pause an. Der Werkführer kam hereingeschossen wie ein Habicht und die Arbeiter und Arbeiterinnen eilten an ihre Plätze. Nur die schwarze Klara ging gemächlich hinter ihrer Maschine und erwiderte den finsternen Blick des Fabrikgewaltigen herausfordernd. — — —“

Die Aufträge schwoffen beängstigend an, alles arbeitete fieberhaft. „Sie, Fräulein Korsinsky, Sie müssen schneller arbeiten, dakt, dakt, immer flott weg!“ schnauzte der Werkführer und schnob wütend um unseren Tisch. „Na, die 9 Mark wer id woll noch verdienen un überhaupt, wenn Karle schreibt — — —“ „Sagten Sie was, Fräulein?“ fragte der Werkführer, sich rasch umdrehend. „I wo, die hat bloß laut gedacht!“ mischte sich die schwarze Klara ein und trat auf ihre Maschine, daß man fürchten mußte, es würden gleich die Zuntzen herausstieben. „Wenn ich mit Ihnen rede,

dann können Sie antworten.“ „Ja wer mir's merken,“ gab die schwarze hübsche Stepperrin gleichmütig zurück und in ihren Mundwinkeln zuckte ein spitzbübisches Lächeln. „Der möchte woll 'n Zucht-haus hier einführen, so'n Affel!“ fügte sie noch halblaut hinzu und die Andern nickten beifällig.

Am Sonnabend, kurz vor Geschäftschluß, wurde Magdalena plötzlich ohnmächtig, erholte sich jedoch rasch wieder und ging mit den ins Kontor. Dort lagen schon für eine Anzahl Perionen, darunter auch für Magdalena, die Papiere bereit. Es war hier, wie in den meisten anderen Betrieben auch, feststehende Übung, daß nach Erledigung der Aufträge mit Eintritt der stillen Geschäftszeit die zuletzt gekommenen und überflüssigen Arbeitskräfte entlassen wurden.

Magdalena verabschiedete sich und wir alle wünschten ihr, sie möge es sich gut gehen lassen, obgleich wir selbst empfanden, daß es in Anbetracht ihrer Lage wie Hohn und Heuchelei klingen mußte.

„Es kann doch noch gar nicht so weit mit ihr sein“, meinte die schwarze Klara, nachdem sie die Abgehende prüfend angesehen hatte: „höchstens sieben Monate schäme ich.“ „Mehr wohl kaum“, stimmten die Umstehenden bei.

Am nächsten Tage gegen Mittag kam ein blasser, blaugefärbter Junge in dünnen, zerrissenen Kleidern und zerfetzten Stiefeln, aus denen das eifige Schweißwasser quoll, in meine Wohnung und bat, ich möchte mitkommen zu seiner Mutter, es sei wegen Magdalena Korsinsky, die bei ihnen wohne. Mehr war aus dem Kleinen nicht herauszubekommen und so eilte ich denn hin nach der bezeichneten Wohnung, die in einem der ältesten und häufigsten Häuser des Strolauer Viertels lag. Durch mehrere schlecht gepflasterte, pfützenbedeckte Höfe, an Remisen und Ställen und Berkstätten vorbei, gelangten wir in einen feuchten, muffigen und dunklen Gang und stiegen dann eine schmale, ausgetretene hölzerne Treppe hinan, die bei jedem Tritt stöhnte und knarrte.

Oben empfing uns eine ärmlich gelleidete, abgehärmte Frau mit Zammern und Wehklagen und führte mich in die Stube, die in ihrer Kahtheit und Leere, mit den zerrissenen Tapeten und den papierbellebten Fenstern entsetzlich deprimierend auf mich wirkte. Außer einem riesigen Kachelofen und einigen Kisten stand nur noch eine wacklige Bettstelle darin, um die sich etwa sechs schmutzige und halbnaakte Kinder gruppiert hatten und die nun sähen und ängstlich zurückwichen, als ich eintrat. Die Frau ging freischend und wemend an die zerwühlte Lagerstätte und zog eine Decke hinweg. Entsetzt prallte ich zurück: aus den geklümten, zerrissenen Stiften starrte mich das weiße, kalte Gesicht Magdalenas an. — Sie war tot. — Die Witwe und Mutter der Kinderchar erzählte mir unter Heulen und Klagen, daß das Mädchen kurze Zeit vorher eine Frühgeburt gehabt hatte und zwar ohne jeglich Hilfe. In der höchsten Not habe das Mädchen meine Adresse genannt und da hätte sie, die Frau, in ihrer Ratlosigkeit mich rufen lassen. Bevor ich jedoch gekommen sei, habe die Wöchnerin schon die Augen für immer geschlossen. Ihre letzten Worte hätten gelautet: „Wenn Karle schreibt — — —“

Das Kind sei nicht lebensfähig gewesen und auch gleich gestorben, es lag wie ein rotes Püppchen neben der Mutter.

„Wissen Sie denn die Adresse von ihren Eltern oder ihrem Bräutigam?“ fragte ich, als die schluchzende Frau das Tuch wieder über die beiden Toten gebreitet hatte. „Ach, sie hat ja niemanden mehr, um wat der Karle is, ihr Bräutigam, na, 'n schöner Bräutigam — 'n Lump, 'n Filou is er! id hab's ihr ja immer jesagt, sie wollt's aber nich globen. Der hatte ja noch 'n paar Mädels an de Nase rumjesührt un allen hat er's Heiraten versprochen!“

Ja sah ein, daß ich hier nichts mehr tun konnte, und versprach der Frau noch, einen Arzt aufzusuchen und ihn herzusenden, damit er das weitere veranlassen sollte.

Den ganzen Tag verfolgte mich das grausige Bild und immer und immer wieder hörte ich Magdalenas' schleppende Stimme, von Hoffnung und Glück durchzittert, sagen: „Wenn Karle schreibt — —“

Der junge Dichter.

Ein Brief an viele von Hermann Hesse.

Lieber Herr!

Haben Sie Dank für Ihren hübschen Brief und die Zusendung Ihrer Gedichte und Prosaentwürfe, in denen ich mit Teilnahme geblättert und manche fast vergessene Spur der eigenen dichterischen Anfänge angetroffen habe. Ihr lieber Brief und die Ueberendung Ihrer Dichtungen zeigt mir ein Vertrauen, das mich beschämt, da ich es leider enttäuschen muß.

Sie legen mir vor, was Sie an Versen und anderen Dichterversuchen bis jetzt geschrieben haben, und Sie bitten mich, Ihnen nach der Lektüre dieser Blätter zu sagen, was ich von Ihrem dichterischen Talent halte. Die Frage sieht einfach und harmlos aus, um so mehr, da Sie ja keine Schmeichelei, sondern die strenge Wahrheit zu hören verlangen. Ich würde auch nichts lieber tun, als die blühende Frage blühend beantworten, wenn ich nur könnte. Die „Wahrheit“ ist nicht so leicht zu finden. Ich halte es sogar für vollkommen unmöglich, aus Proben eines Anfängers, den man nicht persönlich sehr genau kennt, irgendwelche Schlüsse auf sein Talent zu ziehen. Ich kann aus Ihren Versen sehen, ob sie mehr Nietzsche oder mehr Baudelaire gelesen haben, ob Villon oder

Hofmannsthal Ihr Liebling ist, vielleicht auch, ob Sie einen schon an Kunst und Natur bewußt gebildeten Geschmack haben, der jedoch mit der poetischen Begabung nicht das mindeste zu tun hat. Ich kann und das wird für Ihre Verse sprechen) günstigenfalls etwa auch Spuren Ihres Erlebens entdecken und versuchen, mir ein Bild Ihres Charakters zu machen. Mehr ist unmöglich, und wer Ihnen veripricht, aus Ihren Anfängermanuskripten Ihr literarisches Talent zu taxieren, wie ein Graphologe den Charakter des Abonementen in der Briefstellerecke der Zeitung begutachtet, der ist ein recht oberflächlicher Mann, wenn nicht ein Schwindler.

Es ist nicht eben schwer, nach der Lektüre des Wilhelm Meister und des Faust Goethe für einen bedeutenden Dichter zu erklären. Man könnte aber sehr wohl aus seinen Anfängerjahren ein Heftchen Gedichte zusammenstellen, aus dem niemand etwas anderes zu schließen fände, als daß der junge Autor seinen Welter und andere Vorbilder eifrig gelesen und Gesdicht im Reimen habe. Man hat, als Goethe schon den Werther und Götz geschrieben hatte, noch lange Zeit manche Schriften des Dichters Lenz ihm zugeschrieben und umgekehrt. Es ist also, selbst bei den größten Dichtern, die Handschrift früher Versuche keineswegs immer schon wirklich kennzeichnend und einleuchtend originell. In Schillers Jugendgedichten kann man geradezu erstaunliche Konventionaltäten und Geschmacklosigkeit finden.

Es ist also nichts mit dem Beurteilen junger Talente, das Ihnen so einfach scheint. Wenn ich Sie selbst nicht genau kenne, so weiß ich ja nicht, auf welcher Stufe Ihrer persönlichen Entwicklung Sie stehen. Ihre Gedichte können Reivitäten enthalten, die Ihnen schon in einem halben Jahre nimmer passieren werden, ebensowohl können Sie aber auch in zehn Jahren noch dieselben Verstöße begehen. Es gibt junge Dichter, die mit zwanzig Jahren ganz erstaunlich schöne Verse dichten, mit dreißig aber keine mehr oder, was schlimmer ist, noch genau dieselben. Und es gibt Begabungen, die erst mit dreißig, mit vierzig Jahren zum Bewußtsein kommen.

Kurz, die Frage nach den Aussichten auf künftigen Dichterruhm, die Sie mir stellen, gleicht der Frage einer Mutter, ob wohl ihr fünfjähriger einmal groß und schlant werden oder klein bleiben werde. Der Bub kann bis zum vierzehnten, fünfzehnten Jahr ein Knirps bleiben und dann plötzlich in die Höhe schießen.

Angenehm hat es mich berührt, daß Sie mir nicht, wie sehr viele Ihrer werten Kollegen, die Verantwortung für Ihre poetische Zukunft aufgeladen haben. Viele nämlich, die mit derselben Frage, wie Sie zu einem schon erfahreneren Schriftsteller kommen, machen es nicht ohne Pathos von dessen Entscheid und Antwort abhängig, ob sie je wieder einen Vers schreiben werden oder nicht. Da könnte man also unter Umständen sein Leben lang mit dem Gefühl herumlaufen, man habe vielleicht durch einen kleinen Irrtum die deutsche Literaturgeschichte um Ribbelungenlieder und Frouste gebracht!

Damit wäre Ihr Brief eigentlich beantwortet. Sie haben mich um einen Dienst gebeten, den ich Ihnen leider nicht erweisen kann, da er jenseit der Möglichkeit liegt. Doch mag ich nicht gern mit einem Entschied Sie verlassen, der Sie nicht befriedigt und den Sie am Ende doch nur als eine spitzbübisch verkleidete Abfrage auffassen. Erlauben Sie mir darum noch ein freundschaftliches Wort.

Ob Sie in fünf oder zehn Jahren ein bedeutender Dichter sein werden, kann ich nicht wissen. Daß Sie einer werden, hängt aber gewiß nicht von den Versen ab, die Sie heute machen!

Und schließlich: ist es denn notwendig, daß Sie gerade ein Dichter werden? Ein Dichter zu sein ist vielen begabten jungen Männern ein Ideal, denn sie verstehen unter einem Dichter einen original gebliebenen, im Herzen reinen, empfänglichen Menschen mit feinen Sinnen und einem geläuterten Gefühlsleben. Nun, diese Tugenden kann man alle haben, ohne ein Dichter zu sein; und es ist besser sie zu haben, als an ihrer Stelle nur das zweifelhafte literarische Talent. Wem aber an der Dichteraufbahn nur gelegen ist, weil man dabei möglicherweise berühmt werden kann, der soll lieber Schauspieler werden.

Daß Sie zurzeit das Bedürfnis haben, Verse zu machen, das ist an sich weder auszeichnend, noch beschämend. Die Gewohnheit, Erlebtes im Bewußtsein zu klären und in knapper Form festzubehalten, kann Sie fördern und Ihnen helfen, ein wahrer Mann zu werden. Das Dichten kann Sie aber auch schädigen, und es schädigt sehr viele, indem es dazu verführt, Erlebtes rasch hinter sich zu bringen und abzutun, statt es rein auszukosten. Mancher junge Dichter gewöhnt sich, seine Erlebnisse nach ihrem poetischen Aspekt einzuschätzen und wird ein sentimentaler Dekorateur, der schließlich nur noch erlebt, um darüber zu schreiben.

Solange Sie das Gefühl haben, Ihre poetischen Versuche seien Ihnen förderlich und helfen Ihnen, über sich selbst und die Welt klarer zu werden, Ihre Lebenskraft zu steigern, Ihr Bewußtsein zu schärfen, solange bleiben Sie dabei. Ob Sie dann ein Dichter sind oder nicht, es wird ein brauchbarer, wacher, helläugiger Mann aus Ihnen werden. Wenn das aber Ihr Ziel ist, wie ich hoffe, und wenn Sie im Genießen oder Hervorbringen poetischer Literatur das geringste Hemmnis und die kleinste Verführung zu unredlichen Nebentwegen, zu Eitelkeit und Abichwägung des naiven Lebensgefühls erblicken, so werfen Sie alle Dichtungen, Ihre und unsere, weg!

Es grüßt Sie mit guten Wünschen Ihr

H. H.

(Aus der Dürer-Wundes-Korrespondenz.)

Die Bestrebungen zur Kalender-Reform.

Seit Jahrhunderten ist nicht soviel an den Mängeln des Kalenders herumgerüttelt worden wie im Laufe des letzten Jahres. Es handelt sich dabei nicht allein um die Unstimmigkeit der in den verschiedenen Erdgegenden gebrauchten Zeitrechnungen und so namentlich um die Festhaltung des veralteten Julianischen Kalenders im Russischen Reich. Es herrscht überhaupt eine weitgehende Unzufriedenheit auch mit dem verbesserten Gregorianischen Kalender, die sich in allerhand Reformvorschlägen Luft macht. Auf der anderen Seite steht freilich eine feste Phalanx von Zufriedenen, die mit der jetzt üblichen Zeitrechnung ganz einverstanden sind und sie jedenfalls lieber beibehalten, als sich der Umwälzung durch einen neuen Kalender unterziehen wollen. Eine Umwälzung würde es in der Tat werden, wenn der Plan angenommen würde, den Carlos Hesse vor etwa einem Jahr dem Ersten Panamerikanischen Wissenschaftlichen Kongress vorlegte. Danach sollte das Jahr in 13 Monate zu je 28 Tagen geteilt werden, der dreizehnte Monat den Namen Trezember und das ganze Jahr dann, damit immer dasselbe Datum auf denselben Wochentag fällt, einen Extratag unter dem Namen „Nulltag“ erhalten. In den Schaltjahren würde dann noch ein Doppelnulltag hinzukommen. Daß dies Schema seine praktischen Vorzüge hat, wird niemand leugnen, und es ist auch in ähnlicher Weise schon mehrfach ausgetaucht. Man stelle sich aber vor, wie große Änderungen im gesamten wirtschaftlichen Leben stattfinden müßten, wenn sich das Jahr nicht mehr in vier Quartale teilen ließe, was bei dreizehn Monaten doch nicht möglich ist. Auch die Verfürgung der Monate auf 28 Tage würde wesentliche Folgen haben. Dagegen kann der Vorzug, daß jeder Jahres- und Monats-tag immer auf denselben Wochentag fällt, da jeder Monat genau vier Wochen lang ist, kaum in Betracht kommen. Herr Carlos Hesse hat aber die Erörterung über die Kalenderreform wieder einmal in Schwung gebracht, und es hat im letzten Jahre Vorschläge zur Kalenderreform geradezu geregnet.

Zunächst sind Verbesserungen des Hesseschen Planes versucht worden. So wollte man den dreizehnten Monat nicht ans Ende, sondern in die Mitte des Jahres setzen und ihn als Sonnenmonat bezeichnen. Professor Reininghaus hat den weiteren Rat gegeben, diesen Monat in zwei Teile zu teilen und die erste Hälfte als Sommerhalbmonat auf den Juni und die andere Hälfte als Winterhalbmonat auf den Dezember folgen zu lassen. Dadurch würden sich aber die Einwände gegen den dreizehnten Monat nicht beheben lassen, und es ist nicht einzusehen, warum denn nicht jemand die logische Folgerung ziehen sollte, den dreizehnten Monat in vier Teile zu teilen und diese Viertel als je eine Zusatzwoche den einzelnen Vierteljahre anzugliedern, wodurch dann wenigstens die Quartalsrechnung erhalten bleiben würde. Jedenfalls hat es sich herausgestellt, daß die Beschäftigung mit dem Kalender jetzt noch immer ebensoviel Anziehungskraft auf die Leute besitzt, als in früheren Jahren, wo freilich der Kalender in anderem Sinne, nämlich in der Verörderung eines Buches als fast einzige Lektüre für das Volk eine eigenartige Rolle als Bildungsmittel spielte. Aus den Schriften Frey Reuters ist es bekannt, was man in Mecklenburg „Kiennern“ (kalendern) nennt oder nannte. Heute scheinen gerade Vertreter der gelehrten Welt den Reiz zu empfinden, sich mit dem Kalender zu beschäftigen, und besonders ist die Wochenschrift „Science“ zum Mittelpunkt der Erörterungen über die neue Kalenderreform geworden. Für das Jahr von dreizehn Monaten ist dort fernerhin Professor Patterson eingetreten. Er will den dreizehnten Monat auch zwischen Juni und Juli legen, ihm aber nicht den Namen Sonnenmonat (Sol) geben, weil er auf der südlichen Halbkugel gerade in den Winter fallen würde, sondern Rom oder Roma zur Erinnerung daran, daß in dieser Stadt sowohl der Julianische wie der Gregorianische Kalender geboren wurde; auch die einfache Bezeichnung Mittjahr wäre vielleicht zu empfehlen. Als Grund für diese Verlegung des dreizehnten Monats wird geltend gemacht, daß sonst das Weihnachtsfest, wenn es auf dem 25. Dezember belassen bleiben und nicht etwa in den „Trezember“ verlegt werden würde, nicht um eine Woche, sondern um deren fünf vom Neujahrstag getrennt wäre. Außerdem würde es fast vier Wochen vor Winters Anfang fallen, so daß „weiche Weihnachten“ in der gemäßigten Zone eine seltene Erscheinung sein würden. Den Extratag will Patterson nicht mit dem etwas verächtlich klingenden Namen Nulltag, sondern als Neujahrstag bezeichnen. Nicht besonders erfreulich wird auf abergläubische Gemüter der weitere Vorschlag wirken, jeden Monat mit einem Montag beginnen zu lassen. Der zweite Extratag, der alle vier Jahre nötig wird, soll mit Anlehnung an den bisherigen Gebrauch den Namen Schalttag erhalten und auf den Neujahrstag folgen. Natürlich wäre es unvermeidlich, daß sich die mit astronomischen Verhältnissen zusammenhängenden Termine bei Annahme eines solchen Kalenders verschieben. Beispielsweise würde der Anfang der Jahreszeiten nicht wie bisher auf den 21. März usw. zu liegen kommen.

Allerdings würde, wenn ernstlich an eine solche Umwandlung gedacht wird, ohne Zweifel alles dafür sein, damit auch andere Reformen zu verbinden, namentlich die Erfüllung des schon oft ausgesprochenen Wunsches nach einer Festlegung des Osterfestes.

Außerdem würde man sich dann vielleicht allgemein dahin einigen, die 24 Stunden des Tages durchzuzählen, wie es jetzt schon in Belgien und Italien geschieht, um die Zusätze vormittags und nachmittags bei den Stundenzahlen zu erübrigen, was namentlich für Eisenbahnfahrpläne empfehlenswert wäre. Es wird nun an weiteren guten Vorschlägen jedenfalls nicht fehlen.

Es ist mittlerweile z. B. gerade das gesehen, was oben als eine logische Konsequenz bezeichnet wurde. Der Astronom Chamberlin hat nämlich den dreizehnten Monat tatsächlich auf vier Wochen verteilen wollen. Die erste soll als Osterwoche dem März, die letzte als Weihnachtswoche dem Dezember folgen, während die mittleren beiden sich als Julianische beziehungsweise Gregorianische dem Juni und September anschließen sollen. Dieser Vorschlag erscheint denn auch als weitaus der vernünftigste, weil dadurch die Umwälzung der Jahreseinteilung, namentlich auch mit Bezug auf die Lage von Ostern und Weihnachten verringert und doch eine Reihe wesentlicher Verbesserungen eingeführt würde. Es wird nun abzuwarten sein, was aus der Internationalen Konferenz für die Kalenderreform herauskommen wird, zu deren Einberufung sich im letzten November der Schweizer Bundesrat entschlossen hat. Die Beratungen sollen freilich an andere Vorschläge anknüpfen, indem die Zahl der Monate von je 30 Tagen erhalten bleiben und nur jedes Vierteljahr gleichmäßig aus zwei Monaten von je 30 und aus einem Monat von 31 Tagen bestehen soll. Danach würde jeder letzte Monat des Vierteljahrs fünf Sonntage haben. Der überschüssig verbleibende Tag soll dann wie in jenem Schema als Neujahrstag ohne bestimmtes Datum gefeiert und bezeichnet werden, in Schaltjahren der zweite Liebertag zwischen den 31. Juni und den 1. Juli eingeschoben werden.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Lucas Cranach. (Zur Ausstellung im Kupferstichkabinett.) Lucas Cranach: ein Schulmeister aus Wittenberg, ein Feldweibel der Reformation, ein Philister der Behaglichkeit, einer, der das Ethische an den Fingern abzählt und die Natur mit der Botanikstricklein fängt, ein sächsischer Hofmaler. Man denkt an hochgeschossene, putzig geschweifte, tänzelnde, nackte Mädchen, an eine brave Venus, eine sanfte Judith, eine englische Lucretia. Man denkt an hahnebläuhene Bildnisse vornehmer Männer, an vieredige, pausbäckige, roisante Gesichter, an aufgeschwemmte Leiber und fette Hände. Man denkt aber auch an dichte, buschreiche Waldlandschaften, an zweigleisere, sturmzerfauene Tannen. . . Das war der junge Cranach, der die deutsche Landschaft belauschte, die Birken im Winde, die Quellen, die aus dem Gestein springen, die Bäche, die unter verwitterten Felsbrocken sich hindurchzwängen und im schwellenden Moos verrinnen, das Reh auf der Heide, den Hasen im Kraut, den Fasan und den Viber. Diesen jungen, naturkundigen, weltfreundigen Jünger eines Geschlechtes, das des römischen Himmels vergaß und die Erde entdeckte, lernen wir aufs neue und besser denn je in einer wohl bereiteten Ausstellung des Kupferstichkabinetts kennen. Welch eine Gesundheit in diesen Blättern, welche Lebenslust, welche reiches Empfinden, welche behendes Können. Und: Kunst des Volkes. Diese Holzschnitte wurden von allen verstanden, konnten von jedermann gekauft werden. Flugblätter, Hilfsmittel für des Lesens unkundige Leute, Beleger der Schrift. Köstliche Freunde für die Unterhaltung an langen Winterabenden. Wie mögen sich da Mämllein und Weiblein an solchen Bildern ereifern und um sie gestritten haben. Die Neugierigen und Leichtgläubigen, sie liebten diese Figur und hielten jene, sie erkannten den Nachbar in der einen, den bösen Bucherer in der anderen. Was gab es doch alles zu sehen an interessanten und merkwürdigen Dingen: den Wirtschaftseutel und das Küchenmesser am Gürtel der Hausfrau, die Schabracken der Pferde, die Kiesel des Flusses, Hellebarden und Spieße, die Zerfägung eines Apostels, die Häutung eines Propheten, Wildschweine und gehegte Hirsche. . . Cranachs Schaubude: Ein Menschenfresser, ein erschütterliches Ergebnis, grotesk und brutal; auf allen Bieren kriecht das härtige Antier, ein Kind im Maul, ringsum grinsen abgenagte Skelette. Wrrr. . . Ein Liebespaar in einer Landschaft. Das ist schon netter. Ich bin du und du bist mir. Es laßt die Vu; der Klee blüht weich. Die Luft ist erfüllt von Däften und Vogellärm. Ecce homo. Die Ruten peitschen und das Blut gerinnt. . . Ein Turnier mit Spießen. Die Trompeten kreischen. In blanken Rüstungen rennen sie gegen einander. Die Lanzen splintern. . . Wie, das sei nicht genug des Blutes? Ei, nur geduldig; Cranachs Schaubude birgt auch solcherlei. Die Ent-hauptung des Täufers, von links und von rechts. Wie der Kopf polktert und die rote Blut hervorströzt und der Henker behäbig das Schwert fortstreckt. . . Das sind die Entederfahrten des jungen Cranach; bevor er Hofmaler und ledern wurde. Das gibt es im Kupferstichkabinett (Eintritt frei; auch am Sonntag von 12 bis 3) zu sehen. Und obendrein: drei Bildnisse in Deckfarben. Zwei Männer, eine Frau, drei unsterbliche Dokumente der Seelenkunde und der Fleischlichkeit.

R. B.